



Oper als Spiegel gesellschaftlicher Veränderungen: ein trefflich und zutreffend formulierter Untertitel zu dieser streckenweise recht wissenschaftlich getönten Publikation über Entwicklungsphasen einer – nach Oscar Bie – unmöglichen, aus einem Mißverständnis geborenen Kunstgattung. Oper entstand ja letztlich in der Absicht, den Typ der attischen Tragödie auch in musikalischer Hinsicht wiederzufinden. Wir wissen von Jacopo Peris „Dafne“ als dem ersten Ergebnis solchen Strebens, doch gilt uns Monteverdis „Orfeo“, weil auch dessen Musik erhalten ist, als eigentlicher Beginn der an Zufälligkeiten, Widersprüchen und grellen Auswüchsen überreichen Operngeschichte.

Den Autoren dieses Bandes geht es darum, hinter Evolutionsvorgängen, die dem Interessierten jedenfalls durch ihre Ergebnisse bekannt sind, auch Ursachen und Motive zu verdeutlichen, die vielfach soziologischer Natur waren. Das geschieht durch die Betrachtung signifikanter Epochen, die zur spezifischen Themenstellung förmlich einladen. Wie der Orpheus-Mythos über Jahrhunderte die Opernkomponisten gereizt hat, so faszinieren die Nachfahren des antiken Sängers auf der Bühne noch heute ihr Publikum: Ulrich Schreiber verfolgt die Entwicklung der Gattung vom Gesang her, verweist auf Cavalieris „recitar cantando“ als Urzelle späterer vokaler Formen. „Höfische Oper und feudale

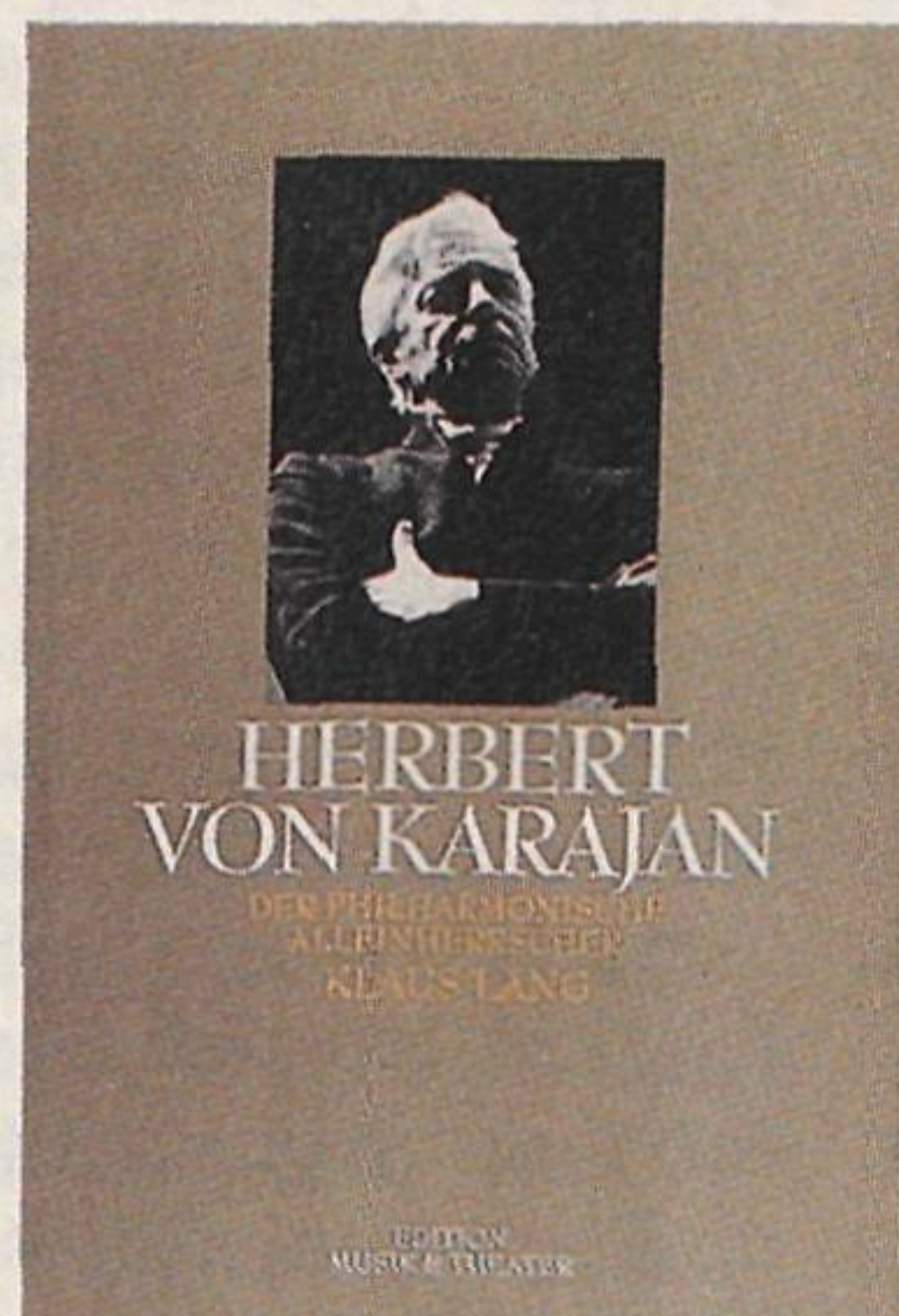
Gesellschaft“: Hier ist die höfische Kunst als Mittel für höfisches Taktieren zu entlarven, als ein Instrument politischer Propaganda. Und einen analytischen Stehsatz fügt Silke Leopold hier ein, der in Momenten euphorischen Einschätzens jeweils zu bedenken wäre: In der Hierarchie der an der Oper beteiligten Künste kam in der Barockzeit Musik zu allerletzt. „Französische Revolution im Spiegel der Oper“ (da fanden – mit Walter Hinck gesprochen – die Herren in den Dienern ihre Herren) erscheint ebenso als notwendiges Thema wie die nationalen Strömungen bzw. Nationalopern im 19. Jahrhundert. Hier weist Wulf Konold recht schlüssig die Fragwürdigkeit des sogenannten nationalen Tons nach.

Der Weg zum Gesamtkunstwerk Wagners, die deutsche Oper nach Wagner, die italienische Oper des Fin de siècle (aus der Perspektive der Librettokunst!): Das alles sind essentielle Segmente eines wohl zwangsläufig unkompletten Gan-

zen. Ein besonders informatives, geradezu spannendes Kapitel mit etlichen Werkanalysen gestaltet Heinz Becker über die französische Grand Opéra und ihr gesellschaftliches Umfeld. Am Ende fragt (sich) Carl-Heinz Mann, ob Oper – vor allem auch: welche Oper – heute noch Zukunft habe.

Das mit etlichen Bildern angereicherte Buch faßt Vorträge zusammen, die an der Universität Hamburg gehalten wurden. Dementsprechend viel wird zitiert und sorgfältig auf Literatur verwiesen; dementsprechend dürften auch einzelne Beiträge für den durchschnittlichen Opernfreund etwas mühsam aufzunehmen sein. Hermann Schönegger

Udo Bernbach/Wulf Konold (Hg.): Der schöne Abglanz (Stationen der Operngeschichte) mit Beiträgen von Heinz Becker, Udo Bernbach, Hans-Klaus Jungheinrich, Wulf Konold, Eckart Kröplin, Silke Leopold, Jürgen Maehder, Carl-Heinz Mann, Peter Ruzicka, Ulrich Schreiber, Stefan Bodo Würffel. Reimer-Verlag, Berlin 1991, 294 Seiten, DM 45,-



Seit 1970 hat Klaus Lang das Berliner philharmonische Treiben (auch Hintertreiben) aus nächster Nähe, gleichsam aus unmittelbarer lokaler Nachbarschaft beobachtet: als Orchesterreferent des Senders Freies Berlin (SFB) – und er hat dieses Treiben wiederholt aus persönlicher Sicht (und im Gespräch mit den Beteiligten)

zu analysieren versucht, als Autor diverser Hörfunk-Features über Karajan und seinen Nobel-Klangkörper. Nun zieht Lang Bilanz, definitiv und also in Buchform: eine Auftragsarbeit für Faber and Faber, das Londoner Verlagshaus, und gleichzeitig eine deutschsprachige Ausgabe bei der Edition Musik & Theater, wo er vor einiger Zeit schon seinen Büchererstling „Lieber Herr Celibidache...“ untergebracht hat.

Über 300 Seiten dick ist diese Bilanz, unterteilt in 48 Kapitel, die durchschnittlich keine sieben Seiten betragen (die raumgreifenden Abbildungen nicht miteingerechnet); und die Vermutung, daß da mehrmals lose aneinandergereiht statt in die Tiefe der Materie gelotet wurde, bestätigt sich beim Lesen.

Aus Presse-Material, aus persönlichen Notizen und Gesprächen sowie aus den Erinnerungen an Gespräche hat Lang die Kapitel zusammengestellt; nach dem Zettelkasten-Prinzip ist alles, was irgendwie mit Karajans Berliner philharmonischem Regententum in Zusammenhang gebracht werden kann, ausgewertet worden. Presse-material wird in erdrückender, zum Teil ziemlich belangloser Fülle zitiert, ebenso Interview-Texte mit den am Rande Beteiligten und mit Karajan höchstpersönlich, dazu diverse Reden und Ansprachen (von Karajan und anderen) im O-Ton: ein kaleidoskopischer Blick aufs Thema, was zwar lebendig-unterhaltsame Farbigkeit garantiert und süffige Formulierungen haufenweise (Lang versteht das Metier), aber eben nicht allzu viel mehr.

Hand aufs Herz: Wie wäre Karl Böhm mit einer nur zweiseitigen Würdigung (Titel: „Herzblut“) ernsthaft beizukommen? Doch das Kapitelchen mußte wohl sein – weil Karajan zum Tode seines Rivalen einige Worte formulierte, ziemlich belanglose zwar, aber offenbar doch gut genug für einen (kommentarlosen) Abdruck: Randständiges, das den Blick aufs Wesentliche immer wieder verstellt, denn was hat David Oistrach in Unterhosen mit dem Berliner Karajan-Problem zu tun? Oder das Kapitel „Morgen kann mich der Schlag treffen“ mit den Krankheitsgeschichten Karajans? Oder „Ich schau‘ immer grimmig drein“ (Vom Umgang Karajans mit Pressefotografen)? Sicher, diese Kapitel lesen sich gut, waren solche Themen doch stets „ein willkommener Fraß für die Berichterstatter der Gazetten“, wie Lang trefflich kommentiert, dabei aber offensichtlich vergißt, daß er selber auf das berichterstatterische Niveau dieser Gazetten zusteuert. Und genau hier schleichen sich dann Unbedachtsamkeiten ein, ein falscher

Ton, welcher der ernstzunehmenden Sache schadet. Eine Formulierung wie: „Am 2. Januar 1964 wurde ihm [Karajan] von Eliette Mouret, dem einstigen Starmannequin, seine zweite Tochter geboren“, ist, so schön sich das „Starmannequin“ auch lesen mag, genau genommen falsch (und verleitet zu falschen Schlüssen): Die Dame hieß damals nämlich nicht Mouret (und diese zweite Tochter ist folglich keine unehelich geborene), sondern hieß seit 1958 Frau Karajan.

Ernst und Scherz, bittere Notwendigkeit und beliebigfarbige Zutat, sie kommen in Langs Texten in wohl unbedachte und dann gefährliche Nachbarschaft zu stehen. Gefährlich für das Thema, weil es zu bedeutsam und, für unseren Musikbetrieb, zu folgenreich ist, als daß es journalistischer Halbherzigkeit ausgesetzt werden darf. Das gilt insbesondere für das Thema der Nazi-Mitgliedschaft Karajans („Braune Wolken“ heißt dräuend die Überschrift): Lang hat kaum Neues zu sagen, nichts neu Recherchiertes beizusteuern. Und Gemeinplätze wie „Mit Talent und der richtigen PG-Nummer stand dem Generalmusikdirektors-Posten in Aachen nichts mehr im Wege“ bringen hier längst nichts mehr. So einfach, man weiß es mittlerweile, war es damals eben doch nicht. Und man weiß, spätestens seit Wolfgang Stresemanns einfühlendem und wesentlich ertragreicheren Karajan-Bericht („Ein seltsamer Mann...“, 1991) auch, daß eine Analyse des Phänomens Karajan nur dann eine Chance hat, wenn sie ihrem Thema alle schillernde Regenbogen-Presse-Farbigkeit abzukratzen und den tatsächlichen Sachverhalt nüchtern ins Auge zu fassen vermag. Werner Pfister

Klaus Lang: Herbert von Karajan. Der philharmonische Alleinherrscher. Edition Musik & Theater, Zürich/St. Gallen 1992, 346 S., 65 Abb., DM 58,-

erhältlich über **FonoForum**

...UND JEDEN TAG PREMIERE IM SCHAUSPIELHAUS BERLIN

Die letzten Exemplare dieser
inzwischen vergriffenen Auflage!



Ein stimmungsvoller Bildband vom Alltag und festlichen Aufführungen im Schauspielhaus Berlin

Bilder von Proben, Dirigenten, Vorbereitungen zum Auftritt, Orchestermusikern, Chören

und Solisten, aber auch vom Publikum und architektonischen Details des Schinkelbaus.

Fotoreportage von Günter Bersch mit einem Essay von Ernst Krause

COUPON

Hiernit bestelle ich ... Exemplar(e) von

„Premiere“

Inlandspreis: DM 68,- + Versandkosten DM 4,50 = DM 72,50

Auslandspreis: DM 68,- + Versandkosten DM 12,- = DM 80,00

Bitte Bestell-Coupon ausfüllen, die entsprechende Summe als Scheck beilegen oder auf unser Konto beim Postgiroamt München, Kontonummer 567 71-809, BLZ 700 100 80, einzahlen, Quittung beilegen und einsenden an:

SZV-Verlag
Sonderobjekt FF
Schellingstraße 39-43
8000 München 40

MEINE ANSCHRIFT

Name, Vorname

Straße

PLZ/Wohnort

Datum, Unterschrift (bei Personen unter 18 Jahren Erziehungsberechtigter).
Scheck bzw. Bankbeleg liegt bei.

FF 1/93